

selbe Ziel wie die verwendeten Symbole überhaupt, sich dem komplexen Begriff Kirche und dem, was er meint, anzunähern.

Bildnachweis, Abkürzungs- und Literaturverzeichnis runden den Band ab, ein Register erschließt das Dargebotene.

Dassmanns Sprache ist gewohnt klar und verständlich, ebenso gewohnt sorgfältig das Manuskript erstellt. Anzumerken wären lediglich die hier und da fehlenden Erscheinungsorte bei den bibliographischen Angaben und die nicht konsequent durchgeführte neue Rechtschreibung. Zu dem auf 79 f. als „nicht identifizierbar“ gekennzeichneten Zitat eines Prophetenwortes bei ClemAlex sei verwiesen auf A. M. Schwemer, Studien zu den frühjüdischen Prophetenlegenden Vita Prophetarum I [Texte u. Studien zum antiken Judentum 49], Tübingen 1995, 275.

Für ein theologisches Fachbuch eine ausgesprochen kurzweilige, ja teilweise spannende Lektüre. Dass die erste Auflage bereits vergriffen ist, spricht sowohl für die Qualität des Buchinhaltes als auch für das ungebrochene Interesse an der Sprachmächtigkeit altchristlicher Bilder.
Bonn Norbert M. Borengässer

PHILOSOPHIE

♦ Pieper, Josef: Über den Glauben. Ein philosophischer Traktat (Neue Kriterien 10). Johannes Verlag Einsiedeln, Freiburg i. Br. 2010. (116) Kart. Euro 10,00 (D) / Euro 10,30 (A) / CHF 15.00. ISBN 978-3-89411-410-7.

Die Kulturphilosophie Josef Piepers wird vor allem in englischer Übersetzung geschätzt, davon abgesehen scheinen die Schriften eines der bedeutendsten katholischen Nachkriegsautoren deutscher Sprache nicht mehr in hohem Maß beachtet zu werden. Dabei ist die Entdeckung seines umfassenden und bewusst unsystematischen Werks, von der weltzugewandten thomistischen Tradition geprägt und vom zeitgenössischen Existenzialismus nicht unberührt, immer noch gerade für Theologen lohnend.

Die fundamentale Frage, was es eigentlich heiße zu „glauben“ – und wie sich dies zum „Wissen“ verhält – wird im vorliegenden, ursprünglich 1962 erschienenen Traktat nicht auf theologische Weise angegangen. Trotzdem oder deshalb bietet sich diese Schrift für den Einstieg in die Philosophie Piepers an.

Um das Spezifische der Haltung des Glaubens (den er von Wissen, Meinen und Zweifeln unterscheidet) zu verstehen, weist Pieper auf jenen anekdotischen Köhler hin (103), der – nach seinem Glauben gefragt – auf die Kirche verweist. Wer so antwortet, verwechselt anscheinend die inhaltliche Bestimmung mit der Bezugnahme auf Gewährsleute. Für Pieper liegt aber gerade darin das Eigentliche des Glaubens. Insofern er im Gegensatz zum Wissen undurchdrungen ist, es sich in scholastischer Begrifflichkeit um „fides implicita“ handelt, ist er ein Für-wahr-halten auf das Zeugnis eines anderen hin. In diesem Sinn bedeutet zu glauben immer, *jemandem* zu glauben und stellt der Glaube somit immer einen Ausdruck der Zuwendung zu demjenigen dar, dem geglaubt wird.

Allerdings setzt dies auch voraus, dass dieser selbst das zu Glaubende *weiß*, sich Glauben also auf Wissen bezieht. Diese Struktur betrifft die Haltung an sich, unabhängig vom geglaubten Inhalt, und Pieper scheut sich auch nicht, die Analogie zur Annahme naturwissenschaftlicher Erkenntnisse herzustellen. Religiöser Glaube als Offenbarungsglaube unterscheidet sich davon nicht an sich, sondern im Bezug auf denjenigen, dem geglaubt wird. Dieser ist nämlich Gott selbst, der sein Wesen offenbart. Insofern setzt Offenbarungsglaube die Existenz eines personalen Gottes ebenso voraus wie er die Unterwerfung unter dessen Offenbarung fordert, nachdem der Mensch nie als Schiedsrichter über etwas auftreten kann, das mit einem solchen Anspruch auftritt. Daher ist der Unglaube kein auf der selben Ebene stehender Gegensatz zum Glauben, sondern bedeutet für Pieper so etwas wie „Unaufmerksamkeit“ (94 f.).

Der Anspruch dieses Glaubensverständnisses kann fraglos ein Ärgernis darstellen für den kritischen – gerade auch theologischen – Zugriff, der an seiner Rechtfertigung vor sich selbst und der Welt arbeitet. Die Leistung Piepers liegt aber in der Vermittlung zwischen einer Position, die den Glauben vor allem aus seiner Innerlichkeit versteht und einer, die ihn in seiner Begründung aufheben möchte. Gerade in der Bestimmung der Pole, auf die sich die so besetzte Mitte bezieht und die sie verbinden will, liegt aber auch ihr Zumutungspotenzial. Der subjektiven Unbedingtheit des Glaubens steht bei Pieper nämlich als Korrektiv nicht der kritische Realismus des Forschens gegenüber, sondern die Autorität der Tradition. Glaube heißt nicht Wissen, aber bleibt im Gegensatz

zum Meinen vom Wissen abhängig – und zwar einem Wissen, das dem Glaubenden selbst an sich nicht zugänglich ist. Daher gilt: „Auch gegen die *eigenen* Vernunftargumente gibt es letztlich keine andere Möglichkeit des Widerstands als die der Verteidigung [...] des Standhaltens.“ (96)

Wer seiner Argumentation zustimmen kann, dem zeigt Pieper die Notwendigkeit der Tradition, die allein den Graben zwischen der Beschränktheit des Glaubens und seinem inhaltlichen Anspruch überbrücken kann. Wer seiner Argumentation nicht zustimmen kann, wird von der Auseinandersetzung mit ihr profitieren oder kann sich zumindest an ihrer Verständlichkeit und sprachlichen Klarheit erfreuen.

Neben dem Johannes-Verlag legt übrigens auch die Reihe *topos taschenbücher* einige Werke Piepers jetzt neu auf.

Linz

Josef Kern

♦ Schmidhuber, Martina: *Warum ist Armut weiblich? Philosophische Reflexionen auf Basis des Fähigkeitenansatzes von Martha Nussbaum*. VDM Verlag, Saarbrücken 2009. (132) Pb. Euro 59,00 (D) / Euro 60,70 (A) / CHF 88,00. ISBN 978-3-639-11620-5.

In dieser Arbeit, die im Jahr 2010 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg als philosophische Dissertation angenommen wurde, geht die Verfasserin einer Frage nach, die sich vielen Menschen auf bedrückende Weise stellt: Wie ist personale Identität zu gewinnen? Die Verfasserin ist sich des spezifischen Kontextes ihrer Fragestellung bewusst; sie folgt „dem aufklärerischen Postulat der Selbstbestimmung“ (8) und bezieht sich auf ein Grundanliegen „der gegenwärtigen westeuropäischen Kultur“ (11). Diese gesellschaftliche und kulturelle Positionierung wird klar ausgewiesen, aber im Lauf der Arbeit kritisch weiterentwickelt.

Die Verfasserin geht von drei zeitgenössischen Konzepten personaler Identitätsbildung aus. Für Harry Frankfurt sind „die Fähigkeit zur reflektierenden Selbstbewertung und der freie Wille die Voraussetzungen zur individuellen Identitätsbildung“ (41); Holmer Steinfath zufolge sind „[s]elbstbestimmte Entscheidungen für konkrete Lebensziele [...] der Kern der Identität“ (54), und für Peter Bieri grün-

det personale Identität in einem „Prozess der Willensaneignung unter Berücksichtigung von höherstufigen Wünschen“ (60). Mit Blick auf diese Ansätze, die wesentlich von der „These vom starken, selbstbestimmten Subjekt“ (66) geprägt sind, ist jedoch zu fragen, wie Menschen ihre Identität im konkreten Leben konstituieren bzw. was sie daran hindert, selbstbestimmte Personen zu werden. An dieser Stelle ist eine Erweiterung der Perspektive nötig. Durch die Einbeziehung sozialwissenschaftlicher und entwicklungspsychologischer Diskurse (George Herbert Mead, Erik H. Erikson) werden der soziale und auch der dialektische Charakter der Identitätswerdung deutlich: Durch den Bezug zu Anderen sowie durch die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensphasen ist der/die Einzelne gefordert, eine „Harmonie zwischen Angeborenem, Widerfahrenem und selbst Bestimmten“ (81) zu finden. Personale Identität ist angesichts der Herausforderungen einer pluralisierten, ökonomisierten und medial bestimmten Lebenswelt zu bewähren, und zwar weder als „postmoderne“ Identität, die sich permanent neu entwirft, noch als „abhängige“ Identität, der es vorrangig um die Anerkennung durch Andere geht, sondern als „selbstbestimmte“ Identität, die dazu fähig ist, „vor anderen das glaubwürdig zu vertreten, was nach selbstbestimmten praktischen Überlegungen für gut gehalten wird“ (103f.). Neben materiellen Ressourcen, sozialer Anerkennung und der Fähigkeit zur Ambiguitätstoleranz sind nicht zuletzt Institutionen für die personale Identitätsbildung relevant, wie die Verfasserin mit Blick auf den Beitrag Arnold Gehlens aufzeigt. Zu den primären Institutionen zählt vor allem die Familie, in der wichtige Kompetenzen und Einstellungen entwickelt werden; von besonderer Bedeutung sind hier der Bezug zur eigenen Körperlichkeit, der Umgang mit Gewalt, der Stellenwert von Bildung und die Formung von „männlicher“ und „weiblicher“ Identität. Eine Schlüsselfrage ist zweifellos das Konzept von Erziehung, das entweder „nach außen“ gerichtet ist, um den Erwartungen Anderer zu entsprechen, oder die „Selbstbestimmung“ (160) des jungen Menschen fördert. Auch bei sekundären Institutionen stellt sich die Frage, ob diese als „Identitätsnische“ (169) dienen, in der Menschen einfach vorgegebene Rollenmuster übernehmen, oder ob sie „ein selbstbestimmtes Leben“ (170) ermöglichen.